



Auf einmal gibt es keine Wochentage mehr, keinen Montag, keinen Dienstag, nur noch: Tag eins, Tag zwei, Tag zehn – gezählt von dem Moment an, als das Kind verschwunden ist. Hört man irgendwann auf zu zählen, wenn das eigene Kind vermisst bleibt?

Der Horror für Eltern: Das Kind verschwindet spurlos. Dabei kommt es nicht mal auf das Alter an. Denn für Eltern werden Kinder immer Kinder bleiben. Fotos: Imago stock&people, Mauritius/Busse & Yankushev

VON
BRITTA ROTSCH

Wenn Brigitta Scharinger morgens aufsteht, schreibt sie als Erstes eine To-do-Liste, mit der sie den Tag überstehen will. Auf dem Zettel stehen Dinge wie: Kirschen pflücken, Flyer basteln, Jenni suchen. Wenn sie abends zu Bett geht, ist die Liste abgehakt – bis auf den einen Punkt. Scharingers Tochter Jenni wird seit dem 22. Januar 2018 vermisst. Die damals 21-jährige verschwand spurlos aus ihrer Wiener Wohnung. Bis heute hat man sie nicht finden können.

Jennis Wohnung im 20. Bezirk ist noch immer auf ihren Namen gemeldet. Brigitta Scharinger fährt oft dorthin, bringt Blumen vorbei. Sie glaubt nicht, dass ihre Tochter noch lebt, aber sie braucht Gewissheit. Sie möchte ein Grab. Und deshalb sucht Scharinger weiter.

Täglich gehen bei Scharinger Anrufe und Nachrichten ein, SMS von Fremden, die glauben, etwas zu wissen. „Jemand sagte, Jenni sei vielleicht schwanger gewesen und in die Donau gegangen.“ Andere glauben, Jenni sei zum IS gegangen. Während Scharinger den Hörer in der Hand hält, schüttelt sie den Kopf. Trotzdem bleibt sie höflich, bedankt sich für die Anrufe. Manche Leute schreiben, dass sie Jenni kennen und wissen, wo sie ist. Bisher haben sich solche Nachrichten stets als böse Scherze herausgestellt. „Das macht mich einfach nur sprachlos. Wie kann jemandem so etwas einfallen, wie kann man einer Mutter in so einer Situation nur so etwas schicken?“ Trotzdem: Die Mutter muss allen Vermutungen nachgehen, denn „bei der Kampusch war es auch so, dass niemand mehr an ein Happy End geglaubt hatte“.

Brigitta Scharinger durchforstet Wald und Wiesen und erstellt Flyer, um weitere Hinweise zum Verschwinden ihrer

Tochter zu erhalten. Oft helfen ihr auch Fremde bei der Suche. Mitleid brauche sie jedoch nicht. Gefühle haben bei der Suche keinen Platz. Nur im Moment, wenn die Sommersonne schon am frühen Morgen über den Feldern brennt, muss Scharinger pausieren. Es sei einfach zu anstrengend, mit Spaten und Gummistiefeln über das Land zu stapfen.

Auch mit einem Seher hatte Scharinger bereits mehrmals Kontakt. Die Autorin erreicht den Mann am Telefon: Die Leiche von Jenni Scharinger sei zu gut versteckt, die Mutter müsse ihre Suche aufgeben. Einen Tag später erhält Scharinger eine E-Mail mit dem Betreff „Ohne Worte“. Der Seher schreibt: „Da Sie so leiden (müssen) und ich in letzter Zeit noch mal einige Erfolge hatte, habe ich mich noch mal lange gefragt.“ Dazu ein Google-Maps-Link, der die grobe Gegend einzeichnet, wo Jenni zu finden wäre. Scharinger solle sich mit ihrem Handy „metertgenau!!!“ zu den Koordinaten führen lassen und den Ort dann mit einem Metalldetektor im Umkreis von 30 Metern absuchen.

In den Tagen, die folgen, reagiert Brigitta Scharinger nicht mehr auf E-Mails, SMS oder Anrufe. Sie wird wieder enttäuscht werden, von ihrer Tochter

immer noch keine Spur. Ob sie jemals Ruhe finden wird, das weiß sie nicht.

In unsicheren Zeiten werden auch Menschen gläubig, die es vorher nicht waren. Ludwig und

Anna Koch (ihren echten Namen möchte die Familie nicht in der Zeitung lesen) vermissten ihre Tochter Julia fünf Jahre lang. „16 Jahre“,

beginnt ihre Mutter Anna Koch, „16 Jahre und dann ...“, sie macht mit der rechten Hand eine Schnittbewegung. „Warum durfte mein Kind nicht alt werden?“

Früher saßen die Eltern mit ihren Kindern auf der Kirchenbank, sangen das „Hallelujah“. Einmal stupste Julia dabei ihre Mutter an: „Mama, die singen meinen Namen!“ Nach Julias Verschwinden waren die Eltern wie blockiert. Der Vater erinnert sich: „Ich konnte nicht mehr beten, das war komplett weg.“

Wenn das Handy klingelt, schreckt er auf

Im Frühjahr 2006 stieg die damals 16-jährige Julia aus dem Bus aus, nur 200 Meter von zu Hause entfernt, am helllichten Tag. Aber nach Hause sollte sie nie wieder zurückkehren. Fünf Jahre später, im Sommer 2011, standen plötzlich zwei Polizeibeamte vor Kochs Tür. Ohne dass sie etwas sagen mussten, wussten die Eltern sofort, was los war: Ihre Julia war tot. Sie war nackt in einem Keller aufgefunden worden. Viel war von ihr allerdings nicht mehr übrig, sie war seit fünf Jahren tot.

Wie verändert sich das Leben durch einen solchen Schicksalsschlag? Ludwig Koch zeigt auf seinen Kopf. Seine Haare sind weiß geworden, aber die wahren Wunden sind im Innern. Wenn er heute noch den Klingelton seines Handys hört, schreckt er auf. Steht der Name einer seiner beiden Söhne oder der Schwiegertochter auf dem Display, denkt er: Hoffentlich ist nichts passiert. „Das ist der einzige Gedanke. Ich habe Angst, noch jemanden zu verlieren.“

2014 beschließt das Ehepaar, Julias Kinderzimmer zu renovieren. Geht man heute die knarrende Holzterasse hinauf in den ersten Stock, gelangt man in einen Raum, den der Vater noch immer



„Julias Zimmer“ und seine Frau „kleines Zimmer“ nennt. „Ich habe zweimal im Jahr die Wäsche gewaschen und wieder aufgehängt“, erinnert sich Renate Koch. Gleich nach dem Verschwinden ihrer Tochter packte sie einen Koffer und schob ihn unter Julias Bett. Eine Decke, Unterwäsche, eine Cordhose, eine Jacke und Schuhe. „Ich dachte mir, sie braucht sicher was zum Anziehen, was zum Zudecken, wenn sie wiederauftaucht.“

Heute steht nur noch der alte Schreibtisch in dem Zimmer. Auf ihm stehen jeden Tag frische, „lebende“ Blumen, wie Renate Koch betont. Ein alter Holzschrank ist auch geblieben. In ihm hängt die Kleidung von Julia, die sie in den Tagen vor ihrem Verschwinden trug.

Eine Kerze, damit er wieder nach Hause findet

Jedes Jahr am Auffindungstag der Tochter bekommt „er“ eine Karte von Anna Koch. „Er“ ist derjenige, der Julias Leiche damals entdeckt hat. „Mein Mann weiß davon nichts“, sagt sie, „aber mir ist das wichtig. Ich schreibe ihm ein Danke-schön, dass er den Mut hatte und in diesen Keller gegangen ist.“

Wenn die Kochs heute eine Kirche betreten, können sie wieder beten. Sie wissen jetzt, wo ihre Tochter ist. Dann sitzen sie Schulter an Schulter zusammen, singen gemeinsam und einer stupst den anderen an. „Mit ihren Worten damals hat sich Julia in jedem Hallelujah verewigt.“ Sie tauschen Blicke aus und lächeln.

Wie ein Leuchtturm steht die brennende Kerze vor der Tür. Regina Saraie zündete sie insgesamt 1145-mal an, jede Nacht vor dem Schlafen – symbolisch, damit ihr Sohn den Weg zurück nach Hause finden würde. Saraie ist nicht gläubig, aber sie betete für ihren verschwundenen Sohn Arian. Der 27-jährige ist Autist und verschwand im November 2015 spurlos aus seinem Betreuungszentrum in Wien.

Arian ist halber Iraner. Er verschwand zu einem Zeitpunkt, als der Flüchtlingsstrom in Österreich groß war. Immer, wenn Regina Saraie in jenen Monaten den Fernseher einschaltete, suchte sie unter den vielen jungen Männern nach Arian: „Er hätte ohne Weiteres zwischen ihnen untertauchen können. Daher haben wir alle vor Ort informiert, Flyer auf Arabisch verteilt, in NGOs und Notschlafunterkünften angefragt.“

Am 12. November 2015, nur wenige Tage nach seinem Verschwinden, tauchte Arian Saraie in Pieve Emanuele bei Mailand auf und wurde in ein Krankenhaus gebracht. Er gab sich dort als Antonio Gallo aus.

Wochen später plötzlich Hoffnung: Die Polizei verständigte Saraie, sie habe einen jungen Autisten in der Wiener Umgebung aufgegriffen. Doch als Saraie ihren Sohn bei der Polizeistation in Empfang nehmen wollte, wurde sie enttäuscht: Es war gar nicht Arian. „Das war furchtbar“, erinnert sie sich heute. „Man glaubt, seinen Jungen wieder in die Arme zu schließen – und dann ist er es nicht.“

Regina Saraie hatte zu dieser Zeit immer zwei Handys griffbereit – ihr eigenes und eines, das nur der Suche nach Arian diene. Sie sprach mit Medien und ging in die Fernsehsendung „Aktenzeichen XY“. Doch keine Spur. Er blieb verschwunden.

Saraie kündigte ihren Job und begann eine Therapie. Sie lernt, sich selbst zu trösten: „Zu denken, dass es ihm gut geht, dass er jemanden gefunden hat, der sich um ihn kümmert, hilft. Und dann stricke ich mir meine eigene Geschichte zurecht, mit der ich leben kann, ohne vollkommen zu verzweifeln.“ Zum Schlafen legt sich Saraie in Arians leeres Bett. Sie zieht seine Pullover an, weil es Nähe schafft. Im Mai 2017 wurde Arian in eine Einrichtung für Autisten in Mailand überstellt, so wird es Saraie später erfahren.

„Hast du geweint?“, fragt er seine Mutter. Sie nickt.

Drei Jahre lang deckte die Familie Arians Platz am Esstisch mit. An Heiligabend legte Saraie Geschenke für ihn unter den Baum, die sie nach dem Fest wieder einsammelte. Am 26. Dezember 2018 verriet Arian einem seiner Betreuer seine wahre Identität. Am 28. Dezember stand Saraie in einer Umkleidekabine, sie probierte neue Kleidung an, als das zweite Handy klingelte. Die Polizei. Arian wurde gefunden.

„Hast du geweint?“, fragt Arian seine Mutter. Regina Saraie sitzt auf dem Sofa in ihrem Wohnzimmer und erzählt von der Suche nach ihrem Sohn. Sie nickt. „Oje“, sagt Arian, dann dreht er sich weg und tanzt zur Musik, die aus dem Fernseher tönt.

Heute noch sucht Saraie manchmal reflexartig nach Arian. In seinem Bett schläft sie immer noch. Etwas hat sich nun geändert: Wenn sie aufwacht, liegt ihr Sohn wieder neben ihr..



Fotos: Imago/Arnulf Hettrich, Mauritius/Reinhard Eisele

Hoffnung ist das Schlimmste

Alle zwei Minuten wird in Europa ein Kind als vermisst gemeldet. In Deutschland verschwinden mehr als 60 000 Kinder und Jugendliche jedes Jahr. Ein Albtraum, der für Eltern meist ein glimpfliches Ende nimmt, für manche wird er jedoch zum Dauerzustand.

VON BRITTA ROTSCH

Einer der spektakulärsten Kriminalfälle ist der um Natascha Kampusch, einem österreichischen Mädchen, das acht Jahre lang in einem Keller in Österreich festgehalten wurde, bis ihm die Flucht gelang. Nach 3065 Tagen konnten ihre Eltern aufhören, die Tage zu zählen.

In Deutschland sind derzeit laut dem Bundesministerium für Inneres 8775 Personen als vermisst gemeldet. Darunter 1821 Kinder sowie 2838 Jugendliche.

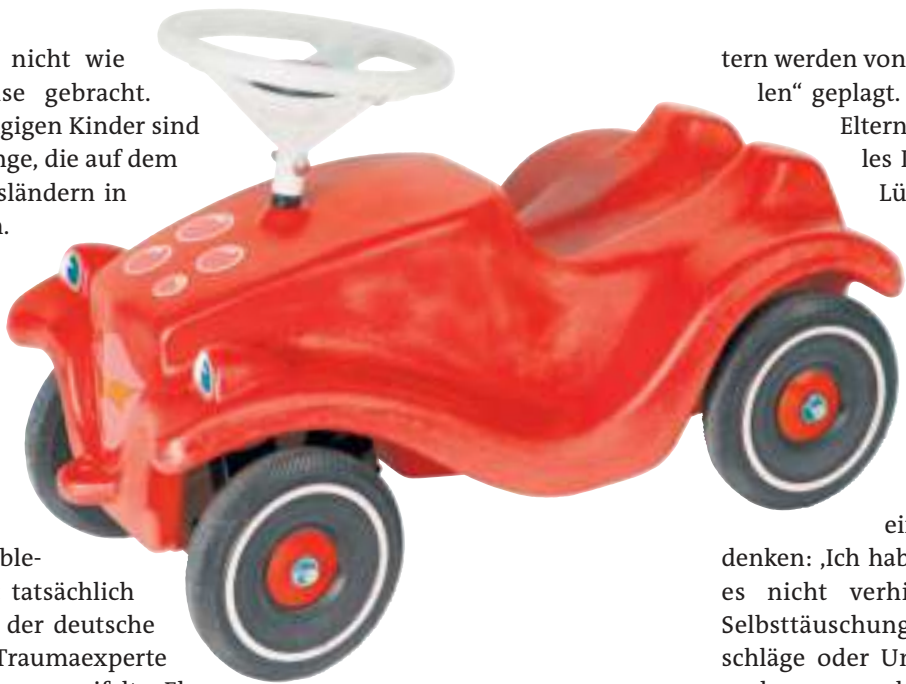
Selten bleiben die Fälle jedoch unaufgeklärt. „Das kommt in circa zehn Fällen pro Jahr vor, darin sind aber auch Erwachsene inkludiert“, berichtet Stefan Mayer, Fachbereichsleiter im Bundeskriminalamt, Wien. 95 Prozent der Vermis-

sten werden innerhalb eines Monats gefunden, meistens handle es sich dabei um Ausreißer.

Zeit spiele dabei eine große Rolle: „Dass man erst nach 24 Stunden die Polizei benachrichtigen soll, ist falsch und ein hartnäckiger Mythos“, so Mayer. Bleibt ein Mensch über längere Zeit vermisst, wird er in eine Datenbank aufgenommen, die seit 60 Jahren besteht. Gibt es eine Regel, wann solche Fälle abgeschlossen werden? „Nie“, sagt Stefan Mayer, „beziehungsweise nur dann, wenn wir eine Leiche finden. Oder eine lebende Person.“ Im Amtsjargon heißt das, die Fahndung bleibt „bis auf Widerruf“ bestehen.

23 Prozent der in Europa als vermisst gemeldeten Kinder wurden von einem getrennten oder geschiedenen Elternteil,

meistens den Vätern, nicht wie vereinbart nach Hause gebracht. Fünf Prozent der abgängigen Kinder sind minderjährige Flüchtlinge, die auf dem Weg aus den Herkunftsländern in Europa verloren gingen. Nur 0,2 Prozent der vermissten Kinder sind tatsächlich Opfer einer Entführung seitens unbekannter Dritter und einer Gewalttat. Doch was zumindest statistisch Anlass zur Hoffnung bietet, birgt auch Probleme. „Die Hoffnung ist tatsächlich das Schlimmste“, weiß der deutsche Psychotherapeut und Traumaexperte Christian Lüdke. Viele verzweifelte El-



tern werden von „massiven Schuldgefühlen“ geplagt. Wenn ein Kind vor den Eltern stirbt, wird ein zentrales Lebensgesetz gebrochen. Lüdke unterscheidet dabei die „Überlebensschuld“ und die „Zuschauersschuld“. „Einerseits fragen sich Eltern: ‚Warum ist mein Kind verschwunden oder gestorben, warum nicht ich?‘ Viele erleben auch eine Zuschauersschuld und denken: ‚Ich habe es miterlebt und habe es nicht verhindern können.‘“ Eine Selbsttäuschung: „Solche Schicksalsschläge oder Unglücksfälle können wir weder voraussehen noch verhindern.“